

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 64 (1980)

Artikel: Niklaus Manuel als Politiker
Autor: Tardent, Jean-Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JEAN-PAUL TARDENT

NIKLAUS MANUEL ALS POLITIKER

VORWORT

Es ist ein unmögliches Unterfangen, in einem Vortrag das staatsmännische Wirken Manuels in all seinen Aspekten umfassend darzustellen, ohne einer farb- und leblosen Abstraktion zu verfallen. Eine Auswahl drängt sich auf. Ich habe mich entschlossen, von einer einzigen Fragestellung auszugehen. Es geht mir darum, hinter seinem politischen Handeln und Reden seine persönlichen Bestrebungen und Motive aufzuspüren und diese mit den in Malerei und Dichtung sich spiegelnden Auffassungen und Motiven in Zusammenhang zu bringen. Daraus ergibt sich ein Bild von seiner Persönlichkeit und deren Entwicklung. Dabei sollen nur die Konstanten und Dominanten aufgezeigt und nur berücksichtigt werden, was damit in Zusammenhang gebracht werden kann. Einmaliges und Zufälliges soll ausgeklammert sein. Von hier aus wiederum wird Manuels Wirken in seinem Sinnzusammenhang fassbar. Ich muss es mir aber versagen, auf die Abhängigkeit seiner Auffassung und Haltung von geistesgeschichtlichen, ökonomischen und sozialen Voraussetzungen, auf seine Laufbahn, ihre Umstände, das Geheimnis seines Erfolges, auf seine staatsmännische Begabung und deren Grenzen, auf seine Erfolge und Misserfolge und auf seine Bedeutung für die Geschichte Berns und der Eidgenossenschaft einzugehen.

I. VOM SÖLDNER UND KONFORMISTEN ZUM KIRCHLICHEN REVOLUTIONÄR

Manuel gehörte nach Herkunft und Beruf dem kleinbürgerlichen Milieu an. Handwerker und Krämer waren im Grossen Rat vertreten. Der Zugang zum Kleinen Rat aber und zu den hohen Ämtern war ihnen praktisch verwehrt. Die italienische Herkunft der Familie und die illegitime Geburt seiner Mutter schufen Manuel zusätzliche Schwierigkeiten. Er brachte schlechte Voraussetzungen für eine politische Karriere mit.

Was ihm die äussern Lebensumstände versagten, das gewährte ihm die Natur in hohem Masse. Sie hatte ihn mit grossen Gaben ausgestattet. Der Drang nach politischer Aktivität und der Wille zur Macht waren da. Er ging den Weg, der den Begabten und Ehrgeizigen der untern Schichten offenstand: er trat einer der vier Vennerzünfte bei – der Zunft ze Obergerwern. Er heiratete 1509 Katharina Frisching, die Tochter des angesehenen Ratsherrn Hans Frisching des Älteren. Er wurde denn auch erwartungsgemäss im folgenden Jahr in den Grossen Rat gewählt.

Der Emporkömmling träumte aber nicht vom Ausgleich der Stände. Er huldigte dem ritterlichen Ideal. Der Ritter und der Ordensritter stehen im Totentanz als leuchtende Vorbilder da. Sich selbst stellt er als vollkommenen Kavalier dar. Er ist also ein Exponent jener kleinbürgerlichen Kreise, die zu den Ämtern drängten und damit zwangsläufig den Einfluss der ritterbürtigen Geschlechter eindämmten, aber in dem Masse, wie sie sozial aufstiegen, ihr kleinbürgerliches Gehaben ablegten und die Ideale, Gewohnheiten und den Lebensstil der Schicht übernahmen, die sie aus dem Regiment verdrängten¹.

Manuels Wirken in Zunft und Rat ist unbekannt. Aus der Zeit vor 1522 wissen wir nur, dass er ein leidenschaftlicher Parteigänger Frankreichs und ein unversöhnlicher Widersacher Habsburgs war. Wir wissen auch, dass er Kampf und Krieg über alles liebte und von ganzer Seele Söldner war. Er zog mindestens zweimal – 1516 und 1522 – im Solde der Franzosen nach Italien. Was er dabei empfand und wie er sich und seine Kampfgenossen sah, zeigen seine unzähligen Söldnerbildnisse. Manuels Söldner gleichen in Haltung und Gebärde dem Ritter. Sie kämpfen aber nicht für eine gerechte Sache wie er und kennen keine sittlichen Schranken. Sie leihen ihre Kraft dem Meistbietenden. Sie lockt der Sold, die Beute, das Abenteuer. Wenn sie federnden Schrittes und siegesgewiss durch Italien ziehen, fühlen sie sich als freie Herren ihrer selbst und der Welt. Manuels Verhalten während des Feldzuges 1516 entspricht diesem Selbstverständnis und wirft ein bedenkliches Licht auf seine Einstellung. Er schloss sich trotz des obrigkeitlichen Verbots der Schar Albrechts vom Stein an und liess sich sowenig wie seine Gefährten durch die ihnen von nachgeschickten Boten überbrachten, immer dringender werden- den Befehlen und durch die immer schwereren Strafandrohungen zur Umkehr bewegen. Weder die Aussicht auf einen blutigen Zusammen-

stoss mit den kaiserlichen Schweizern in der Lombardei noch der drohende Bürgerkrieg in der Heimat hielten die Schar von ihrem Vorhaben ab.

Welche unwiderstehliche Kraft mochte Manuel in solchen Augenblicken treiben? Im Banne welcher Leidenschaft stand er? Das Werk gibt Antwort auf diese Frage. Man spürt darin allenthalben eine übermächtige Sinnlichkeit, einen kaum stillbaren Lebenshunger. Das sinnliche Begehrn paart sich bei ihm – darauf hat schon Beerli hingewiesen – mit einem geheimen Drang zur Gewalttätigkeit und einer sonderbaren Lust am Anblick von Blut. Die Dichtung weist eine masslose, fast krankhaft übersteigerte Aggressivität aus. Diese ist recht eigentlich sein Dämon. Mit ihm hat er zeitlebens gerungen. Die Schlachtfelder Italiens sind der Ort, wo er die mühsam aufgestauten Kräfte sich austoben lassen konnte².

Dem widerspricht sein republikanisches und sein ritterliches Ethos. Die stadtstaatlichen Magistraten – der Schultheiss, der Ratsherr und der Grossrat – kommen im Totentanz gut weg. Sie haben sich im Leben vorbildlich verhalten. Sie haben dem Gemeinwesen selbstlos gedient. Sie haben es stets als übergeordnete Grösse angesehen. Die Fürsten hingegen kommen schlecht weg. Sie haben sich als Herren aufgeführt und Land und Leute als ihr Eigentum betrachtet, das ihrer Selbstsucht dienen musste. Der Ritter und der Ordensritter sind die einzigen Vertreter der feudalen Hierarchie, die diese Haltung nicht teilen. Sie haben für Gott die Ungläubigen und die Ungerechtigkeit bekämpft. Sie haben Witwen und Waisen geschützt. Es wäre verfehlt, in dieser Wertung nur das selbstverständliche Ethos eines reichsstädtischen Bürgers im ausgehenden Mittelalter sehen zu wollen. Das republikanische und das ritterliche Ideal sind bei Manuel zwei Aspekte einer umfassenden ethischen Grundhaltung, deren Schlüsselworte Selbstverzicht, Hingabe und Dienst sind. Das zeigt das dichterische Werk³. In derselben Richtung weist Manuels soziales Engagement. Man spürt schon im Totentanz ein starkes Mitgefühl mit den Leiden und Nöten der einfachen Menschen und eine besondere Sympathie für die Aussenseiter der Gesellschaft. Dem einführenden Leser der Totentanzverse wird klar, dass die Zuwendung zum Mitmenschen und die Fähigkeit, sich mit ihm zu identifizieren, Grundzüge seines Wesens sind⁴.

Manuel standen also vor 1522 zwei Wege offen. Er konnte seine Kräfte in den Dienst eines Übergeordneten stellen und für das Glück der andern und die Erhaltung des Friedens wirken. Oder er konnte sich selbst zum Herrn setzen, sich selbst leben, seinen unersättlichen Lebensdurst auf Kosten der andern stillen und in der Schlacht seine Aggressionslust austoben. Es sind zwei Seinswesen, zwischen denen Manuel hin und her schwankte, zwei Möglichkeiten, von denen er früher oder später die eine wählen musste, wenn er zu sich selbst und zur Einheit durchdringen wollte⁵.

Die Gesellschaft konnte sich Manuel nicht anders vorstellen als ein ständisch gestuftes Gebilde, als zwei Pyramiden, an deren Spitzen der Papst und der Kaiser stehen. Die scharfe Kritik, die er im Totentanz an Adel und Klerus übt, darf uns nicht täuschen. Da ist keine Spur eines revolutionären Gedankens. Das System als solches greift er nicht an. Er bestätigt sogar in aller Form die ideologische Grundlage, auf der es beruht, indem er sich zum göttlichen Ursprung und zur Unantastbarkeit allen Rechts bekennt. Damit bekennt er sich gleichzeitig zum dualistischen Aufbau des bernischen Staates, der die Rechte und Freiheiten der Twingherren und der autonomen Körperschaften – der Ämter und Gemeinden – respektiert. Er nimmt also den Standpunkt ein, den sein Grossvater Thüiring Fricker im Twingherrenstreit Peter Kistler und seinen Anhängern gegenüber verfochten hat. Es ist die Auffassung der herrschenden Kreise. Hier wird der Einfluss des Grossvaters greifbar. Vielleicht will der ehrgeizige und von Aufträgen abhängige Künstler mit dem Bekenntnis zur alten Rechtsauffassung auch einfach den Mächtigen eine Reverenz erweisen. Mehr als Erziehung und Konformismus steckt jedenfalls nicht dahinter. Von einer echten konservativen Haltung kann bei Manuel nicht die Rede sein. Das Geschichts- und Traditionsbewusstsein geht ihm völlig ab. Es fehlt bei ihm jeder Bezug zur Vergangenheit. Er lebt ganz in der Gegenwart und aus der Gegenwart heraus. Wenn sein Blick sich vom unmittelbar Gegebenen löst, richtet er sich ausschliesslich auf die Zukunft. Die Grundtendenzen seiner Persönlichkeit widersprechen übrigens den ethischen Voraussetzungen der alten Ständeordnung völlig. Sie weist jedem seinen Platz und seine Rolle in dieser Welt zu und verlangt von ihm, dass er sich damit abfindet. Manuels Lebensdurst begnügte sich aber nicht mehr mit dem, was das

Schicksal ihm zumass. Er wollte in die herrschende Schicht aufsteigen. Er strebte nach Macht und Geltung. Er beschränkte sich nicht auf seinen Malerberuf. Er griff auf andere Erfahrungsbereiche und Betätigungsfelder über. Er nahm die Verhältnisse, in die er hineingeboren worden war, nicht demütig als etwas Gottgegebenes hin. Er fühlte in sich den Willen und die Kraft, sie anzupacken und in seinem Sinne umzugestalten. Dabei machte er nicht an den Grenzen des persönlichen Bereiches halt. Nach 1522 griff er machtvoll in die Geschicke seines Landes ein und half er die kirchlichen Verhältnisse grundlegend umgestalten. Damit beteiligte er sich massgeblich an der Zerstörung der alten Ständeordnung. Der Durchbruch vom Konformisten zum kirchlichen Revolutionär kam nicht unerwartet. Die Dinge bereiteten sich vor. Das oben gesagte legt diese Annahme nahe. Der Totentanz bestätigt sie. Man staunt ob der Unbefangenheit, mit der Manuel den obern Ständen entgegentritt und ob der auch für einen Totentanz ungewöhnlichen Schärfe der Satire. Sie setzen eine kritische Distanz zur bestehenden Ordnung und eine Empörung voraus, die den revolutionären Zugriff erwarten lassen. Dieser erfolgte dann freilich plötzlich und mit erschreckender Radikalität. Das hängt mit der erwähnten Geschichtslosigkeit seines Denkens und seiner übersteigerten Aggressivität zusammen. Er sah im Bestehenden eben nicht etwas geschichtlich Gewachsenes und Gewordenes, das schon dieser Eigenschaft wegen Würde und Geltung beanspruchen kann. Er sah darin ein Gebäude, das man bedenkenlos niederreissen kann, wenn es zwecklos geworden ist oder den Ansprüchen nicht mehr genügt. Bei dieser Abbrucharbeit erwies er sich dann als der Draufgänger und Haudegen, der er als Söldner war⁶.

II. DIE WENDE VON 1522

Was Manuel in Italien erlebte, erschütterte ihn zutiefst und löste in ihm die schwerste Krise seines Lebens aus. Sie führte zum Durchbruch und zur innern Wandlung⁷.

Die Eidgenossen stürmten Novara und hausten in der eroberten Stadt wie die Vandalen. Manuel hielt entsetzt inne. Ein Abgrund tat sich vor ihm auf. Dahin also führte die Söldnerleidenschaft! Stand er nicht selber

in Gefahr, sich zu solcher Raserei hinreissen zu lassen? Er beschloss, dem Reislauf zu entsagen.

Wenige Wochen danach erlitten die Eidgenossen die furchtbare Niederlage bei Bicocca. Die Geschütze und Gewehre der in einem Jagdpark verschanzten deutschen Landsknechte mähten die Anstürmenden zu Tausenden nieder. Nach mehreren erfolglosen Anläufen traten sie angesichts der gewaltigen Verluste und der Aussichtslosigkeit weiterer Bemühungen den Rückzug an. Manuels Kriegerstolz war gebrochen. Er bäumte sich ein letztes Mal auf, als die Feinde ein Triumphlied anstimmten. Als Antwort darauf verfasste Manuel das Bicoccalied, in dem er seiner ohnmächtigen Wut und seiner Verachtung für den Gegner, der es nicht wagte, den Eidgenossen in offener Feldschlacht zu begegnen und der seinen Sieg einzig dem Schanzwerk und dem Feuer der Geschütze verdankte, Luft machte. Dann schlug die Stimmung wieder in Niedergeschlagenheit um. Quälende Fragen und Bilder des Grauens bedrängten den Heimkehrenden. Der Krieg hatte ihm sein anderes, sein wahres Gesicht gezeigt. Es erfüllte ihn mit Abscheu. An all dem Unheil – das stand für den Franzosenfreund fest – waren allein der Kaiser und der Papst schuld. Aus Selbstsucht und Machthunger hatten sie diesen Krieg angefangen.

Eines Nachts, als er im Zelte lag, wurde sein Geist im Traum entrückt. Er sah in den offenen Himmel hinein, erblickte die Muttergottes mit ihrem Sohn und den lobsingenden Engelchören. Unsägliche Freude erfüllte ihn. Dann sah er unter sich auf der Welt eine wogende Menschenmenge, die auf den Papst einstürmte und ihm ein Büchlein zu entreißen suchte, von dem ein helles Licht ausging. Es war das Evangelium. Der Papst wehrte verzweifelt ab. Dann zogen die Opfer des Krieges am Träumenden vorbei: mit Wunden und blutbefleckten Lumpen bedeckte Söldner, dem Elend preisgegebene Witwen und Waisen, in Verzweiflung sich windende vergewaltigte Nonnen. Es war ein grauenhafter Anblick. Das Licht, das vom Evangelium ausging, erlaubte es Manuel erst recht, das Leid und das Elend der Bedauernswerten zu erfassen. Dann wechselte die Szene wieder. Manuel sah den Papst sterben und am Himmelstor erscheinen. Dort wurde er abgewiesen. Er gehörte in die Hölle. Und nun trat diese in den Gesichtskreis. Leo wurde dort von seinem Meister freudig empfangen. Er hatte sich um ihn verdient gemacht.

Manuel sah, wie Satan alles daransetzte, Hass und Zwietracht in die Welt zu säen und die Fürsten gegeneinander aufzuhetzen. Er erkannte, dass der Krieg das vornehmste Werk des Teufels, sein wirksamstes Mittel war, die Menschen an Leib und Seele zu verderben. Dann verschwand das Traumgesicht. Als Manuel erwachte und sich in der rauen Wirklichkeit wiederfand, sehnte er sich zurück. Die Welt mit ihrer Herrlichkeit war ihm entfallen. Er sah, dass hienieden alles mit Unvollkommenheit behaftet war.

Die nächtliche Vision ist uns im «Traum» überliefert. Der Philologe wird ernstzunehmende Zweifel an Manuels Verfasserschaft vorbringen. Dem Biographen und Historiker seien dazu einige Bemerkungen erlaubt. Die Entwicklung von Manuels geistiger Persönlichkeit vor und nach 1522 verläuft so, dass man, fiele das Zeugnis des «Traums» weg, Erfahrungen und Erlebnisse, wie er sie wiedergibt, voraussetzen müsste, um die Verbindung zu schaffen. Die Übereinstimmung der Motive lässt sich bis in ihre einzelnen Aspekte verfolgen. Der «Traum» bildet das fehlende Glied in der Kette, besser noch: das fehlende Stück im Puzzle. Was im folgenden über Bedeutung und Wirkung der inneren Wandlung von 1522 gesagt wird, gälte – bis auf einige unbedeutende Nuancen – auch, wenn es sich erweisen sollte, dass der «Traum» nicht von Manuel stammt, weil es in seinen gesicherten Schriften und in seinem öffentlichen Wirken vielfach bezeugt ist⁸.

Manuel kehrte als verwandelter Mensch nach Hause. Er war seinem Erlöser begegnet. Er hatte die befreiende Gnade und den beseligenden Vorgeschmack ewiger Herrlichkeit erfahren dürfen. Er beugte sein stolzes und selbstherrliches Ich der Herrschaft Christi. Er stillte fortan seinen Lebensdurst an reineren und reicher fliessenden Quellen. Selbsthingabe bedeutete nicht Verzicht auf Freude und Lebensfülle. Sie war deren Voraussetzung. Das war die grosse und befreiende Erkenntnis, die ihn befähigte zu überwinden. Er brauchte nun seinen elementaren Lebenswillen nicht mehr zu unterdrücken, wenn er den Ansprüchen seines Gewissens genügen wollte. Dieser Lebenswille konnte sogar dem Werk dienstbar gemacht werden und darin seine Erfüllung finden. Manuel schwankte nun nicht mehr zwischen zwei Seinsweisen hin und her. Er war zur Einheit durchgedrungen.

Die Selbstherrlichkeit – Manuel verwendet den Begriff Hoffart –

hatte alle Faszination verloren und stand fortan unter einem eindeutigen Urteil. Sie ist das Urböse⁹. Eigennutz und Streitsucht sind ihre Folgen. Alle drei stellen sie einen Ausfluss der Hölle dar. Das ist zentrale biblische Botschaft. Das entspricht Manuels ureigener innerer, aber auch seiner äusseren Erfahrung. Die Übereinstimmung der drei Erkenntnisbereiche ist vollkommen. Verstärkend wirkte die reformatorische Leugnung aller kreatürlichen Eigenständigkeit und Würde des Menschen Gott gegenüber.

Der im Totentanz greifbare Dualismus wird nun erst recht in viel umfassenderem Sinne zum alles beherrschenden Thema seines Lebens und seiner Dichtung. Das Übergeordnete ist nun nicht mehr nur und nicht mehr vor allem das Gemeinwesen. Der Dienst gilt jetzt dem auferstandenen Herrn. Wer sein eigener Herr sein will, steht nicht mehr auf eigenen Füssen, sondern begibt sich in die Abhängigkeit Satans und tut dessen Werk. Manuels Dramen beziehen Himmel und Hölle ein, und das irdische Geschehen wird durch die überirdischen Mächte bestimmt. Die Personen sind nicht mehr auf sich selbst gestellte und aus sich selbst heraus handelnde Einzelwesen. Es sind Figuranten Gottes und des Teufels. Sie verkörpern alle eine der beiden Grundhaltungen: Christus, die Apostel, der Rhodier, die Bauern, der Prädikant und Barbali – alle haben sie sich bedingungslos dem Willen Gottes unterworfen, leben ganz aus seiner Gnade und dienen ihm selbstlos. Daher kommt ihre Demut, ihre Schlichtheit, ihre Genügsamkeit, ihre Sanftmut, ihre Friedfertigkeit und ihre Hingabe an die Mitmenschen. Der Papst und die Priester, der Kaiser, der Sultan, die Heiden und die Söldner wollen ihre eigenen Herren sein. Daher kommt ihre Habgier, ihre Prunksucht, ihre Herrschaftsucht, ihre Lasterhaftigkeit, ihre Hartherzigkeit und ihre Lust an Krieg und Blut. Daher kommt auch ihr Pochen auf menschliche Weisheit. Letztlich sind sie aber nur Werkzeuge Satans.

Christi Auftrag wies Manuel noch entschiedener zu den Mitmenschen als die natürliche Veranlagung. Der Mitmensch, dessen Freuden und Leiden er beinahe so stark empfand, als beträfen sie ihn selbst, wurde zum Bruder in Christo. Geistgewirkte christliche Barmherzigkeit überlagerte und verstärkte das kreatürliche Mitleid. Sie überlagerten sich wie zwei Gesteinsschichten. Gelegentlich kommt in den Briefen die eine oder die andere dieser Schichten allein zum Vorschein.

Manuels Liebe zu Krieg und Reislauf war nach dem Sturm auf Novara in Abscheu umgeschlagen. Die nächtliche Vision verstärkte und vertiefte diese Abscheu. Neue Dimensionen und Zusammenhänge taten sich auf. Das Licht, das vom Evangelium ausging, machte das unermessliche Leid, das der Krieg schuf, erst recht sichtbar, und Manuel erkannte, dass er Satans vornehmstes Werk ist. Manuels Bemühen galt deshalb von nun an in zunehmendem Masse der Erhaltung des Friedens.

Manuel schloss sich der evangelischen Bewegung an. Er wurde zum kirchlichen Revolutionär¹⁰. Die Geistlichen wussten genau – davon war er überzeugt –, dass die alte Kirche auf Menschensatzung und Lüge aufgebaut war und in Aufbau und Lehre dem Wort Gottes widersprach. Sie hielten aber wider besseres Wissen und Gewissen am alten System fest, weil es ihre Macht und ihre Privilegien sicherte. Es erlaubte ihnen, die Laien auszubeuten und auf ihre Kosten ein unnützes Schmarotzerleben zu fristen. Sie unterdrückten das Evangelium mit allen Mitteln. Die Laien durften es nicht kennen lernen. Es konnte nämlich den ganzen Betrug an den Tag bringen. Wenn die Laien die Bibel in die Hand bekamen und lasen – so dachte Manuel –, würden sie sich sofort als die Geprallten und Ausgebeuteten vorkommen. Das musste zu einem Massenaufstand und zum totalen Zusammenbruch der Papstkirche führen. Manuel stellte sich vor, besonders die Bauern würden von der Bewegung ergriffen. Er glaubte, dass in ihren schlichten und einfältigen Herzen der Same auf fruchtbaren Boden fallen und rasch aufgehen würde.

Er schickte sich nun an, den revolutionären Prozess auszulösen. Es genügte ihm aber nicht, mit sachlicher Aufklärung das Gebäude zu unterhöhlen und zum Einsturz zu bringen. Er rammte es mit einem Mauerbrecher, um es noch rascher zu zerstören. Er enthüllte in seinen Fastnachtsspielen die ganze Verlogenheit des alten Systems und die Verworfenheit seiner Amtsträger. Er zeigte die Methoden und Mätzchen, mit denen die Geistlichen die Laien in Unwissenheit hielten. Er deckte ihre Habsucht, ihre Machtgier und ihre Lasterhaftigkeit auf. Er stellte sie als schamlose Ausbeuter der Laien hin und appellierte an deren soziales Resentiment.

Er hatte das Schwert mit der Feder vertauscht und die Schlachtfelder Italiens mit den Tummelplätzen kirchlicher Auseinandersetzungen. An-

stelle des Kaisers und der deutschen Landsknechte waren andere Feinde getreten: der Papst und seine Priesterschaft. Manuel stürzte sich mit dem gleichen Ungestüm auf diese wie ehedem auf jene – mit der gleichen Entschlossenheit, sie niederzumachen und alles kurz und klein zu schlagen. Er war der alte Haudegen und Draufgänger geblieben. Er hatte seine masslose Aggressivität, seinen Dämon nicht überwunden. Er glaubte, für den Frieden zu kämpfen, da Christi Herrschaft gleichbedeutend mit Frieden ist. Er säte aber neuen Hass und neue Zwietracht. Er beschränkte sein revolutionäres Unterfangen strikte auf die Kirche. Staat und Gesellschaft sollten davon in keiner Weise berührt werden. Die Erschütterung musste aber auf sie übergreifen¹¹.

III. VOM KIRCHLICHEN REVOLUTIONÄR ZUM REFORMER UND STAATSMANN

Der kirchliche Revolutionär entpuppte sich in Erlach als pflichtbewusster, umsichtiger und gehorsamer Diener der Obrigkeit¹². Das entsprach seinem republikanischen Ethos. Das entsprach auch seiner neuen Staatsauffassung. Diese hatte sich nämlich grundlegend verändert. Die Obrigkeit – so lehrte er jetzt – ist von Gott eingesetzt. Die Untertanen – er ist einer der ersten Berner, die diesen Begriff verwenden¹³ – haben ihr unbedingt Gehorsam zu leisten, sofern sie nicht fordert, was dem Willen Gottes widerspricht. Ein dem positiven Recht übergeordnetes Naturrecht oder ius divinum gibt es nicht mehr. Die Privilegien der Stände und die durch Verträge den Twingherren, den Ämtern und den Gemeinden zugebilligten Rechte und Freiheiten sind nicht mehr unantastbar. Die Obrigkeit kann sie durch Verordnungen abändern oder aufheben. Sie ist die alleinige Quelle des Rechts. Manuel brach also mit der Auffassung des Grossvaters und schwenkte auf die Linie Peter Kistlers ein. Damit war ideologisch der Weg frei für den Auf- und Ausbau des modernen Territorialstaates mit seiner herrschaftlich-zentralistischen Struktur.

Die derart in ihrer Macht und in ihrem Ansehen gestärkte Obrigkeit durfte sich aber nicht als Herrin und Eigentümerin des Landes betrachten. Die Regenten – so formulierte es Manuel einmal – sind Knechte

Gottes, Hirten, die seine Schafe weiden sollten. Sie haben nicht auf ihr Recht und ihre Ehre zu pochen. Sie sollen in Demut und Nächstenliebe ihren Dienst an den ihnen anvertrauten Menschen tun. Wo die Behördemitglieder als hohe Beamte oder Ratsboten nur ausführende Organe der Obrigkeit sind, haben sie jede Eigenmächtigkeit zu vermeiden und sich strikte an die Befehle zu halten. Manuel wusste, dass die auf den Schlössern der alten Feudalherren residierenden und an der Spitze einer herrschaftlichen Struktur stehenden Landvögte besonders der Versuchung ausgesetzt waren, sich als Herren zu fühlen und zu gebärden. Als ihn ein Gefangener einst kniefällig und inständig bat, ihn gegen Kautions auf freien Fuss zu setzen, gab er ihm wiederholt und mit Nachdruck zur Antwort, dies zu gestatten stehe ihm nicht zu, er sei nämlich nicht der Herr im Lande, er sei nur ein Diener der Obrigkeit.

Manuel vermied es zunächst, durch zentralistische Massnahmen die Bauern vor den Kopf zu stossen. Während der 1. Phase seiner Amtszeit – von seinem Auftritt *Ende September 1523 bis zum Frühjahr 1525* – nahm er sich vor allem ihrer sozialen Nöte an¹⁴. Er erwirkte von der Obrigkeit für die Notleidenden Stundung, Reduktion oder Erlass der Zinsen und Zehnten, einmalige Zuwendungen an Geld und Naturalien oder gar eine dauernde Unterstützung. Unterstützung erhielten Witwen und Waisen und arbeitsunfähige alleinstehende alte Leute. Armenfürsorge war bisher ausschliesslich Sache privater Stiftungen und der Klöster gewesen. Die Obrigkeit hatte sich nur in Einzelfällen der Bedürftigen angenommen. Manuel wollte den Rat mit dem Gedanken vertraut machen, dass Armenfürsorge eigentlich Aufgabe des Gemeinwesens wäre¹⁵. In welchem Geist er dies tat, zeigt ein Brief aus Erlach, in dem er den Rat um eine Unterstützung für zwei Vollwaisen bittet. «Doran tünd jer got ein wolgefellig opfer», schrieb er, «dann sy sind gwüß jnn der zal, nach wellchen Cristus am jun(g)sten tag wurtt fragen, öb man sy gespjst und getrenckt habe»¹⁶. Manuel forderte, dass man gesunde Bettler zur Arbeit zwinge, damit die Almosen wirklich den Arbeitsunfähigen zukämen. Er suchte also in die übliche Mildtätigkeit, die unbesehenen Würdigen und Unwürdigen zum reinen Gotteslohn Almosen verteilte, etwas Ordnung und Zweckmässigkeit zu bringen. Es ist anzunehmen, dass er als Vogt in dieser Weise wirkte. Konkrete Belege gibt es leider keine¹⁷. Besitzlosen verlieh er herrenloses, das heisst der Obrigkeit zustehendes

Land – Möser, Auen, Rieder, Halden, Waldwiesen, Gestrüpp und Seestrand –, um ihnen eine – wenn auch noch so dürftige – Existenzgrundlage zu schaffen¹⁸.

Dass es Ausbeutung und soziale Ungerechtigkeit auch ausserhalb der Kirche gab, wollte Manuel nicht wahrhaben. Wenigstens prangerte er sie nicht an. Vor allem fasste er für den weltlichen Bereich der Gesellschaft keine Strukturveränderungen ins Auge. Er hielt zunächst am alten Modell der Ständeordnung fest.

Die 2. Phase seiner Amtstätigkeit dauerte vom *Frühjahr 1525 bis zum Herbst 1526*. Das Jahr 1525 wurde für Manuel zum Schicksalsjahr. Es brachte schwere Erschütterungen und Bedrängnisse.

Ende Februar erlitten die Franzosen bei Pavia eine katastrophale Niederlage. Manuel trug schwer an diesem Schicksalsschlag. Er hatte zwar dem Reislauf den Rücken gekehrt. Er war aber ein leidenschaftlicher Parteigänger Frankreichs geblieben. Die Macht Karls V. ängstigte ihn. Die Eidgenossenschaft war von habsburgischen Gebieten eingekreist und bedroht wie nie zuvor. Sie bedurfte des französischen Schutzes, wenn sie überleben wollte. Nun brach das Rohr, auf das man sich stützen wollte. Savoyen fiel von Frankreich ab und ging zum Kaiser über. Damit schloss sich die letzte Lücke im habsburgischen Ring um die Eidgenossenschaft. Karls Macht stieg schier ins Unermessliche¹⁹.

Dazu kamen die Bauernunruhen. Manuel lernte in Erlach die Welt der Bauern kennen. Er musste einsehen, dass sie das Wort Gottes nicht so begierig aufnahmen, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Blick haftete allzusehr am Irdischen, und allem Neuen begegnete man mit Misstrauen. Auch die Frommen hingen am Alten. Ein spontaner Aufstand der bäuerlichen Massen gegen das Papsttum war nicht zu erwarten. Wirtschaftliche und soziale Nöte beschäftigten die Bauern weit mehr als Glaubensfragen. Vom neuen nahmen sie auf, was ihre Ansprüche legitimierte²⁰.

Die Unruhen griffen 1525 auch auf das Bernbiet über. Das Seeland blieb zwar verhältnismässig ruhig. Aber auch hier konnte sich die Spannung plötzlich entladen. Eine grosse Angst kam über Manuel. Er fürchtete, ein unbedachtes Wort, eine einzelne Tat könnte den Sturm auslösen. Erregung und Unsicherheit spricht aus den hastig hingeworfenen

Briefen, in denen er seinen Obern über läppische Vorkommnisse Bericht erstattet und sie für alles und jedes um Rat fragt. Er wagte es nicht mehr, gewisse Dinge selber zu entscheiden und die Verantwortung für die getroffenen Massnahmen zu übernehmen, denn – so meinte er – bei der herrschenden explosiven Situation könnten sie unabsehbare Folgen haben. Andererseits tat rasches Handeln, taten sichernde Massnahmen not. Der Bericht an den Rat musste deshalb so rasch wie möglich abgehen. Daher kommt die Hast bei seiner Auffassung, Hast, die sich in zahlreichen Verschreibungen äussert. Als Leute von Neuenstadt einst auf dem See ein flüchtiges Reh verfolgten, traten ihnen Bürger von Le Landeron entgegen und machten ihnen die Beute streitig. Man einigte sich schliesslich dahin, dass die Neuenstädter dem Vogt von Landeron den Kopf und die Vorderläufe des Tieres überliessen. Damit anerkannten sie dessen Oberhoheit über diesen Teil des Sees. Sie stand aber Bern zu. Manuel hätte eingreifen und die Rechte der Stadt wahren müssen. Er verzichtete darauf, weil er fürchtete, seine Intervention könnte neue Konflikte heraufbeschwören und Gewalttätigkeiten auslösen. Damit verletzte er seine Amtspflicht. Eine Bemerkung in seinem Bericht an den Rat drückt in gedrängter Form seine Befürchtungen aus. Beinahe wäre, so schrieb er, mit einem Schwefelhölzchen ein grosses Feuer entfacht worden. Ob diese Befürchtung begründet war oder nicht, lässt sich nicht ausmachen. Wahrscheinlich ist sie übertrieben. Wesentlich für uns ist die Tatsache, dass Manuel die Gefahr so stark empfand. Angst und Bedrängnis müssen gross gewesen sein, wenn der pflichtbewusste Beamte, der peinlich darauf bedacht war, seine Sache recht zu machen und dem die Wahrung der obrigkeitlichen Rechte ein besonderes Anliegen war, sich zu diesem Verhalten entschloss. Es gab bei ihm offenbar eine deutliche Hierarchie der Motive. Die Erhaltung des Landfriedens hatte Priorität vor der Wahrung der staatlichen Hoheitsrechte. Ähnlich verhielt er sich übrigens später – 1526 und 1528 – in zwei andern Fällen von Übergriffen der Bürger von Le Landeron. Damals ging es um Weide-rechte im Moos innerhalb des bernischen Hoheitsgebietes. Manuels Angst vor Ausbrüchen der Gewalt hängt mit seiner innern Erfahrung zusammen. Er wusste nur zu gut, welche Macht und Eigengesetzlichkeit der Aggressionstrieb entfalten konnte, wenn die Dämme einmal gebrochen waren²¹.

Die Bauernunruhen zeigten dem entsetzten Landvogt, dass der Kampf um die Kirchenerneuerung den Landfrieden aufs schwerste gefährdete und die staatliche und die soziale Ordnung in ihren Grundfesten erschütterte²².

Eine weitere Bedrängnis kam hinzu: das unaufhaltsame Umsichgreifen der Reaktion unter der Führung des altgesinnten Kleinen Rates. Die evangelische Bewegung hatte 1524 die ersten Rückschläge erlitten. Seit-her war sie immer mehr in die Defensive gedrängt worden.

All diese Erschütterungen und Bedrängnisse trieben Manuel in die zweite grosse Krise seines Lebens und führten zu einer neuerlichen innern Wandlung. Er überwand seine Aggressionslust, seinen Dämon, und mauserte sich zum gemässigten, versöhnlichen, immer den Ausgleich der Gegensätze anstrebenden, Frieden und Ordnung sichernden Politiker und Staatsmann durch. Dies dürfte der grösste Sieg seines an Erfolgen reichen Lebens sein. Er schaffte es freilich nicht ganz aus eigener Kraft. Er hätte es auch kaum allein fertiggebracht. Er schöpfte die Kraft auch diesmal aus dem Wort und der Gnade Gottes. Bei Froschauer in Zürich war 1524 Luthers Übersetzung des Neuen und 1525 die des Alten Testamentes erschienen. Manuel hatte begierig nach dem Buch der Bücher gegriffen und sich mit Eifer darein vertieft. Er erwarb in kurzer Zeit eine umfassende Bibelkenntnis. Barbali legt davon Zeugnis ab. Man ist erstaunt über die Fülle, Lebendigkeit und Verfügbarkeit des Wissens. Man ist aber noch mehr beeindruckt von der Tiefe und Reife seiner Glaubenserkenntnis. Es kann kein Zweifel bestehen, dass sie die Frucht innern Ringens und beglückender Erfahrungen in den beiden Krisenjahren ist²³.

Manuel führte den Kampf für die Erneuerung der Kirche weiter. Es folgten neue Kampfschriften. Er vermied aber fortan Appelle an das soziale Ressentiment der Laien. Wenn er soziale Probleme aufgriff wie in Barbali, klagte er nicht mehr an. Er wies auf die Segnungen der harten Arbeit und der Armut hin. Er mässigte seine Angriffe auf die Geistlichen. Er prangerte nicht mehr ihren schlechten Lebenswandel und ihre moralische Verworfenheit an. Er verlegte die Auseinandersetzung ganz auf die Ebene der theologischen Diskussion. Damit wurde sie versachlicht. Es ging ihm darum, den Streit der Meinungen vorzuführen und die Überlegenheit der im Wort Gottes begründeten Argumente der

Neuerer darzutun. Er wollte auch zeigen, wie unsachlich die Vertreter des Alten oft diskutierten²⁴.

Manuels Auffassung von der kirchlichen Umwälzung war eine andere geworden. Die Bauern kamen, das war klar geworden, als Träger der Bewegung nicht in Frage. Die Bürger der herrschenden Stadt mussten sie vorantreiben. Die Obrigkeit war berufen, den Prozess zu lenken, die Entscheidung zu treffen und die nötigen Reformen durchzuführen. Manuel fasste ein grosses bernisches Glaubensgespräch ins Auge, eine Disputation, die dem Rat die Entscheidungsgrundlage liefern sollte. Barbali und die Badenfahrt sollten die Geister darauf vorbereiten. Der Weg zur Kirchenerneuerung führte in Manuels Augen nun nicht mehr über eine spontane Massenerhebung und die Zertrümmerung der alten Kirche, sondern über Reformen von oben, die von der weltlichen Obrigkeit vorgenommen werden sollten.

Bis zur Disputation galt es, durch geduldige Aufklärung die Widerstehenden zu gewinnen. Die Schrift war nach Manuels Ansicht eindeutig und klar. Dunkle Verse liessen sich durch andere Stellen aufhellen. Die biblischen Aussagen waren zwingend. Auf die Länge konnte sich niemand der bessern Einsicht verschliessen, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, er tue es wider besseres Wissen und aus reinem Eigennutz, weil ihm das alte System Vorteile brachte. Da die Privilegierten dieses Systems eine kleine Minderheit bildeten, war der Siegeszug des Evangeliums unabwendbar. Nichts und niemand konnte ihn mehr aufhalten.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass Manuel nach den Erschütterungen von 1525 in seinen sozialpolitischen Ansichten nicht etwa konservativer wurde. Das Gegenteil ist der Fall²⁵. Seine Auffassungen radikalierten sich. Das überlieferte Modell von der feudalen, ständisch gestuften Gesellschaftsordnung ist in seinen Werken vom Ablasskrämer an nicht mehr greifbar. Die Dorfgemeinde mit ihrem demokratisch-genossenschaftlichen Aufbau trat nun ins Blickfeld. Der Landvogt hatte diese Realität aus der Nähe kennengelernt. Dies erklärt aber den Wandel der Vorstellungen nicht ganz. Sein Denken hätte auch vom herrschaftlichen Überbau, dem er vorstand, geprägt werden können. Wir haben es hier mit dem Einfluss des reformatorischen Gemeindeverständnis zu tun. Dieses bildete nun offenbar in seinem Denken ein Gegengewicht und

ein Korrektiv zu seiner modernen Staatsauffassung. Wie Manuel die beiden gegensätzlichen Vorstellungskomplexe vereinbarte, ist nicht auszumachen.

In seiner Jugendzeit hatte sich Manuel als Kavalier ausgegeben und versucht, in die vornehmen Kreise aufzusteigen. Nun verkündigte er, dass die bäuerliche und die kleinbürgerliche Existenz die einzige wahre und gottgefällige Lebenform sei. Es wäre aber verfehlt anzunehmen, er hätte durch bestimmte Massnahmen den Ausgleich der Stände oder gar die Einebnung der Klassen angestrebt. Dazu war er viel zu klug und viel zu umsichtig, viel zu ängstlich darauf bedacht, die ohnehin brüchige und bedrohte Ordnung aufrechtzuerhalten. Seine Fürsorgetätigkeit freilich setzte er unvermindert fort.

Die 3. Phase lief von *Herbst 1526* bis zu seiner Wahl in den Kleinen Rat im April 1528. Nach der Disputation von Baden wollte der Kleine Rat Berchtold Haller sprengen. Bernhard Tillmann legte Berufung beim Grossen Rat ein. Dieser und die aufgebrachte Bürgerschaft zwangen dem Kleinen Rat ihren Willen auf. Nun rappelte sich die evangelische Mehrheit im Rat der Zweihundert auf und riss die Initiative an sich. Das Pendel schlug zurück. Nach den Osterwahlen von 1527 trieben die Dinge unaufhaltsam der Entscheidung entgegen. Manuels Amtstätigkeit stand in der dritten Phase im Zeichen dieser Tendenzwende und der damit gegebenen neuen Möglichkeiten. Er ging nun an den systematischen Auf- und Ausbau der obrigkeitlichen Stellung im Amt Erlach. Nun konnte er seine moderne Staatsauffassung in die Tat umsetzen²⁶.

Er kaufte zuhanden des Staates Rebländ, um den obrigkeitlichen Rebbesitz zu vergrössern und abzurunden. Er zog die Bauern vermehrt zu Frondiensten in den Rebbergen heran, um den Ertrag zu steigern und die Gestehungskosten zu senken. Sie grollten ihm deswegen. Er nahm dies in Kauf. Er erwirkte vom Rat den Auftrag, das aus dem Jahre 1519 stammende Urbar zu erneuern, um die seither erfolgten Neuverleihungen, Handänderungen und Aufteilungen der zinsbaren Güter festzuhalten. Das sollte den Überblick erleichtern und eine bessere Kontrolle der Einkünfte ermöglichen. Er nahm die Vorbereitungsarbeiten an die Hand. Er trug im alten Urbar die Veränderungen am Rande ein. Der

Stadt- und Landschreiber von Erlach sollte dann auf dieser Grundlage das neue Urbar abfassen. Die Sache unterblieb. Das Vorhaben wurde erst 1530 ausgeführt²⁷. Manuel nahm ferner Rechts- und Besitzausscheidungen vor, die Klarheit und Übersichtlichkeit schufen und eine bessere Wahrung und Nutzung erlaubten. Er nahm 1527 drei Ausmarchungen vor. Er grenzte an zwei Stellen den Staatswald gegen Privatwälder ab. Auf dem Jolimont legte er die Marchen zwischen seiner Landvogtei und der Grundherrschaft des Klosters Sankt Johannsen genau fest. Er nahm Anstoss an den Übergriffen des autonomen Stadtgerichtes Erlach auf die Rechte des obrigkeitlichen Landgerichtes Ins. Sie betrafen die Ausburger des Städtchens. Er drängte auch hier auf eine klare Kompetenzauscheidung. Die Berufung der Stadt auf die alten Gewohnheitsrechte liess er nicht gelten. Der Rat fällte in seinem Sinn einen Spruch. Auch in seinem Bemühen, Streitigkeiten zwischen Landleuten zu schlichten und damit den Landfrieden zu erhalten, verletzte er alte Gewohnheitsrechte. Das kreideten ihm die Bauern in ihrer Eingabe von 1528 an. Eine zentralistische Tendenz ist in seinem Wirken in dieser letzten Phase unverkennbar.

IV. DER DIPLOMAT UND FRIEDENSBRINGER 1528-1530

Nach dem Durchbruch der Reformation wurde Manuel im April 1528 in den Kleinen Rat gewählt. Nach seiner Wahl ins Venneramt und seinem Erfolg im Oberland im Oktober war er der starke Mann im Rat und der eigentliche Leiter der bernischen Politik²⁸. Welche Haltung er in den innern Angelegenheiten einnahm, lässt sich nicht ausmachen. Vermutlich gehörte er kirchen- und sozialpolitisch zu den radikalen Reformern und betrieb er den Auf- und Ausbau des modernen Territorialstaates²⁹. Die Quellen vermitteln uns aber ein umfassendes Bild seines diplomatischen Wirkens. Hinter seinem Reden und Handeln im Auftrag des Rates werden aber auch seine persönlichen Anliegen und Bestrebungen sichtbar. Seine Aussenpolitik lässt sich in ihren grossen Linien und ihren Verästelungen ziemlich gut erfassen. Dabei kommen genau die Motive, die wir bislang aufgedeckt und verfolgt haben, zur Wirkung. Das soll im Folgenden gezeigt werden³⁰.

Der Umfang seines Wirkens und die Intensität seines Einsatzes haben die Biographen immer wieder erstaunt. Manuel hat in den zwei letzten Jahren seines Lebens schier Übermenschliches geleistet. Er hat seine Kräfte im Kampf um den Frieden aufgezehrt und seine schwankende Gesundheit ruiniert. Er hat unter Einsatz seines Lebens dem Gemeinwesen gedient und damit sein Ethos in Existenz umgesetzt.

Manuels entwickelte sich in der eidgenössischen Politik zum eigentlichen Gegenspieler Zwinglis im reformierten Lager. Als es in Bern darum ging, Sold und Pensionen abzuschaffen, widersetzte sich Manuel zusammen mit einigen unentwegten Franzosenfreunden unter den Anhängern des Evangeliums der Kündigung der französischen Allianz. Er überwarf sich dabei mit dem Stadtschreiber Peter Cyro und dem Stadtarzt und Chronisten Valerius Anshelm, die beide hart mit ihm ins Gericht gingen. Sie argwöhnten, das französische Gold sei ihm lieber als das Evangelium. Manuels Haltung erregte weit herum Anstoss und verständnisloses Kopfschütteln. Die Altgesinnten höhnten. Auf das Drängen und Bitten der Freunde hin lenkten die Widerspenstigen schliesslich – «kum und krachlich», sagt Anshelm – ein. Das persönliche Prestige und dasjenige der evangelischen Partei standen auf dem Spiel. Es ist durchaus möglich, dass Manuel Pensionen empfing und dies seinen Widerstand verhärtete. Bestimmend wirkte das französische Gold nicht. Sein Hass gegen Habsburg, seine Angst vor der drohenden Übermacht des Kaisers waren primäre Affekte. Ihre Macht und Wirkung beruhten letztlich auf einem für ihn bezeichnenden Gefühl der Bedrohtheit alles Lebens. Von hier aus wird verständlich, warum die französische Allianz für ihn einen andern Stellenwert hatte als für Zwingli und dessen Anhänger in Bern. Ein Überleben der Eidgenossenschaft war in Manuels Augen nur möglich im engen Anschluss an Frankreich. Die Sorge um die äussere Sicherheit, um das Überleben der Eidgenossenschaft beherrschte sein Denken und Handeln³¹.

Auch in bezug auf die gemeinen Herrschaften gingen die Auffassungen Zwinglis und Manuels auseinander. Manuel billigte zwar das vom Reformator postulierte konfessionelle Selbstbestimmungsrecht den dortigen Kirchengemeinden im Namen der Freiheit eines Christenmenschen zu. Man sollte Gott mehr gehorchen als der Obrigkeit. Diese hat kein Recht, die Zuwendung der Untertanen zu Christus zu hindern.

Manuel missbilligte aber die Politik Zwinglis und das Treiben der zürcherischen Agenten in den gemeinen Vogteien, weil ihm jede Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit wider den Strich ging, weil es in den betroffenen Gebieten zu Unruhen, Aufständen und Ausbrüchen von Gewalt kam und weil Zürichs Vorgehen die katholischen Orte aufs äusserste erbitterte und den Frieden in der Eidgenossenschaft schwer gefährdete³².

Er zog es vor, der reformierten Sache in den regierenden und den zuwandten Orten zum Durchbruch zu verhelfen. Freilich durfte auch hier der Friede nicht gefährdet werden. Wenn in einem Ort die Glaubensparteien übereinander herzufallen drohten, trat Manuel als Vermittler auf. Das geschah in Glarus, in Basel und in Solothurn. Dabei förderte er instruktionsgemäß die Interessen der Evangelischen. Er achtete dabei aber peinlich darauf, dass das ius reformandi der Obrigkeit und die staatlichen Strukturen nicht tangiert wurden. Dies wirkte sich in Glarus zugunsten der evangelischen Mehrheit an der Landsgemeinde aus. Er beharrte auf deren Recht, über die Konfessionszugehörigkeit des Landes zu entscheiden, und verweigerte bis zuletzt jeden Kontakt mit der katholischen Sondergemeinde. Erst ganz am Schluss wich er von dieser Linie ab, um eine Lösung zu ermöglichen. Er hielt sich hier streng an die Instruktionen und wahrte die Aktionsgemeinschaft mit den Zürcher Boten. In Basel aber trat er den Evangelischen entgegen, als sie forderten, dass der Entscheid von einer Versammlung aller Bürger getroffen würde. Das war «verfassungswidrig». Er billigte aber zwei andere ihrer Lösungsvorschläge, welche den Schein der Legalität wahrten. In Solothurn übte er massiven Druck auf den Rat aus. Sosehr er das souveräne Entscheidungsrecht der Obrigkeit den Untertanen gegenüber gewahrt wissen wollte, so bedenkenlos setzte er sich offenbar im diplomatischen Verkehr über das Selbstbestimmungsrecht der Orte hinweg. Dieses scheint für ihn an sich keinen Eigenwert dargestellt zu haben. Wichtiger noch als das Prinzip der Legalität war ihm die Erhaltung des Burgfriedens. Er setzte alles daran, um ihn zu retten. Er bemühte sich, die Gemüter zu besänftigen und die Spannungen zu entschärfen. Er fürchtete nichts so sehr wie Zusammenrottungen, Ausbrüche von Gewalt und blutige Zusammenstösse zwischen den Glaubensparteien. Die Angst davor spricht aus seinen Gesandtenberichten und seinem Handeln. Man

wird an die Briefe aus Erlach und sein Verhalten während der Bauernunruhen erinnert. Dieser Angst opferte er immer wieder die unmittelbaren Interessen der Evangelischen. Er bremste ihren Eifer, bewog sie, ihre Forderungen zurückzustecken und nötigte ihnen einen Verzicht auf Erfolge ab, die in Griffnähe lagen. Dabei hat er gelegentlich erwiesenermassen die Gefahr überschätzt. Er weigerte sich, ein kalkuliertes Risiko einzugehen, auch wenn – wie in Solothurn – sehr viel für Bern und die Reformation auf dem Spiele stand. Er setzte sich auch in Widerspruch zu wiederholten ausdrücklichen Befehlen aus Bern und brach bedenkenlos die Aktionsgemeinschaft mit den Zürcher Boten. In Basel und in Solothurn setzte er gegen den Widerspruch aller Beteiligten Abmachungen durch, welche den Frieden und die Entscheidungsbefugnis der Obrigkeit wahrten, den Evangelischen einen unmittelbaren Erfolg versagten, zugleich aber ihren späteren Sieg sicherten, indem die Behörden verpflichtet wurden, zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Disputation abzuhalten. Der Ausgang des Glaubensgesprächs stand für ihn von vornherein fest. Er konnte dem Frieden zuliebe weitgehende Konzessionen machen, weil er überzeugt war, dass die Zeit für die evangelische Sache wirke und ihr Sieg unabwendbar sei. Die Frage drängt sich auf, was hinter Manuels Angst vor Friedensbrüchen steckte. Ein Motiv wird in seiner Zürcher Rede fassbar. Er äussert darin eine für seine Zeit ausserordentliche Wertschätzung des individuellen Daseins, wie sie höchstens noch bei den Humanisten anzutreffen ist. Ob Anleihen vorliegen, bleibe dahingestellt. Die Totentanzverse – es sei hier nur etwa auf das ergreifende Zwiegespräch zwischen dem Tod und dem armen Mann verwiesen – zeigen, dass es nicht Fremdgut ist, sondern Manuels Daseinsgefühl entspricht. Damit im Zusammenhang steht natürlich das bereits erwähnte Gefühl der Bedrohtheit des Lebens. Ausgeprägt ist bei ihm auch das Wissen um die Dämonie der Gewalt, um die Tatsache, dass Gewalt immer neue Gewalt zeugt, dass einmal ausgebrochene Konflikte die Tendenz haben, immer weitere Kreise zu ziehen und dieser eigengesetzliche Prozess der menschlichen Kontrolle immer wieder entgleitet. Er wusste dies besonders gut, weil ihm sein eigener Aggressionstrieb zu schaffen machte und er ihn nur mit Mühe unter Kontrolle brachte. Entscheidend in unserem Zusammenhang sind auch die Erlebnisse vor, während und nach der Schlacht bei Bicocca³³.

Manuel beteiligte sich eifrig am Aufbau des evangelischen Bündnis-systems. Wenn es galt, einen Ort zum Eintritt ins Christliche Burgrecht zu bewegen, trat er in Aktion. Er bemühte sich ganz besonders um ein Bündnis mit Strassburg. Der Appell zum Schulterschluss und zur bündischen Solidarität war sein *Ceterum censeo*. Er richtete sich aber nur an die Eidgenossen und an reformierte Reichsstädte. Ein Bündnis mit lutherischen Fürsten – wie Zwingli es anstrebte – lehnte er ab. Seine Abneigung gegen die Fürsten und seine Angst, Bern könnte in Fürstenfehden und besonders in einen Krieg mit Österreich hineingezogen werden, überwogen bei ihm das Gefühl der konfessionellen Solidarität³⁴.

Den innern Orten gegenüber betrieben Manuel und Zwingli eine völlig entgegengesetzte Politik. Hier stiessen sie frontal zusammen.

Die Empörung über den Überfall der Unterwaldner während der Wirren im Oberland war gross. Bern forderte ein Bekenntnis Unterwaldens, wider die Bünde gehandelt zu haben, und eine Kriegsentschädigung. Die katholischen Orte solidarisierten sich mit Unterwalden. Es entstand eine kriegsgefährliche Situation. Zwingli nutzte den Handel für seine Zwecke aus. Er trieb zum Krieg. Manuel verfolgte zunächst Unterwalden gegenüber den harten Kurs, auch dann noch, als die vermittelnden Orte den Berner Rat in seiner Abwesenheit zum Einlenken bewogen hatten. Als er aber von der ganzen Tragweite der im April 1529 in Waldshut zwischen Österreich und den katholischen Orten getroffenen Abmachungen – der Christlichen Vereinigung – Kenntnis hatte, riss er das Steuerruder herum. Er ritt nach Zürich und beschwore den dortigen Rat in einer einstündigen Rede, auch einzulenken³⁵.

Im Mai spielte Zwingli den Handel wieder hoch. Er wollte den Aufritt des unterwaldischen Vogtes im Freiamt nicht zulassen, bis Unterwalden Bern Genugtuung geleistet hatte. Der Aufritt sollte wenn nötig mit Waffengewalt verhindert werden. Zwingli steuerte jetzt konsequent und offen auf einen Krieg zu. Angesichts der durch den Abschluss der Christlichen Vereinigung geschaffenen bedrohlichen Lage drängte er mehr denn je auf eine rasche Entscheidung in der Eidgenossenschaft. Die innern Orte sollten gezwungen werden, ihre Verbindung mit Habsburg zu lösen und die freie Predigt des Evangeliums auf ihrem Gebiet zu dulden. Allein die Pensionenherren waren in Zwinglis Augen dafür ver-

antwortlich, dass sie nicht zugelassen wurde. Es galt, sie zu entmachten. Konnte das Wort Gottes in der Innerschweiz einmal frei verkündigt werden, war die Sache gewonnen. Die bäuerliche Bevölkerung würde – so meinte Zwingli – die Wahrheit begierig aufnehmen. Der Sieg der Reformation in der Schweiz wäre gesichert, und die wiedergefundene Einheit im Glauben wäre Voraussetzung und Gewähr für den notwendigen Schulterschluss im Kampf gegen Habsburg. Manuel zog gerade die entgegengesetzte Konsequenz aus der neuen Situation. Er glaubte nicht an einen raschen Siegeszug des Evangeliums in der Innerschweiz. Es galt deshalb den Ausgleich mit den katholischen Orten zu schaffen, damit diese nicht noch mehr in die Arme Habsburgs getrieben würden und dieses keinen Anlass hätte einzugreifen. Manuel trat deshalb Zwinglis Kriegspolitik mit aller Entschiedenheit entgegen. Am 2. Juni trat er erneut vor den Zürcher Rat und hielt dort seine zweite grosse Rede. Ihr Inhalt ist überliefert. Manuel wies auf die Stimmung im bernischen Landvolk hin und auf die Gefahren, die von seiten Savoyens und des Kaisers drohten. Es sei schon wahr, meinte er, dass die Pensionenherren in der Innerschweiz die Verkündigung des Evangeliums verhinderten, weil sie nicht auf das französische Gold verzichten wollten. Andererseits gebe es dort aber viele einfache Leute, die aus echter Frömmigkeit am Alten hingen und von der neuen Lehre auch nichts wissen wollten. Er selber habe dies früher auch nicht gesehen und sich deshalb «letz und fienselig» verhalten. Damit spielte er auf seine Einstellung vor 1525 an und die Lehren, die er aus seinem Umgang mit der Landbevölkerung im Amt Erlach und besonders aus den Bauernunruhen gezogen hatte. Es gehe nicht an, diesen Menschen den wahren Glauben mit Spiessen und Halbarten aufzuzwingen. Wenn die Zürcher glaubten, Anmassung und Überheblichkeit der Gegner nicht länger ertragen zu können, so gelte es zu bedenken, was das Evangelium lehre, nämlich dass man Böses nicht mit Bösem vergelten und dem Widersacher auch die andere Wange hinhalten solle. Alle Umtriebe der Altgläubigen könnten übrigens der Sache des Evangeliums nichts anhaben. Gott werde seinem Wort früher oder später zum Durchbruch verhelfen. Dazu sei es besser, den Vogt im Freiamt aufreiten zu lassen, als dieses Handels wegen einen einzigen Menschen in den Tod zu schicken. Die Rede spiegelt Manuels Sorgen und Anliegen wider. All die wichtigen, für ihn typischen Themen und

Motive klingen an: die Angst vor der Macht des Kaisers, die Auffassung von der Rolle der Bauern in der kirchlichen Umwälzung, die Unabwendbarkeit der Reformation und die Verpflichtung der Regenten auf eine evangelische Haltung des Gehorsams, der Demut und der Nächstenliebe. Es fehlt nur der Hinweis auf seine moderne Staatsauffassung. Die Rede tat ihre Wirkung. Der Zürcher Rat gab nach. Es gelang aber Zwingli, ihn nach Manuels Weggang wieder umzustimmen. Eine Zürcher Botschaft eilte nach Bern und bewog dort den Rat, auf Zwinglis Linie einzuschwenken. Manuel konnte ihn nach seiner Rückkehr wieder auf seine Seite ziehen. Von nun an verfolgte Bern eine konsequente Friedenspolitik³⁶.

Als sich Ende Juni die feindlichen Heere bei Kappel gegenüberstanden und die vermittelnden Orte sich um ein Friedensabkommen bemühten, war es Manuel, der durch sein entschiedenes Auftreten und sein Verhandlungsgeschick die Zürcher dazu brachte, auf alle Forderungen zu verzichten, die ihm unannehmbar schienen oder ihm persönlich missliebig waren, und den Innerörtischen einen Frieden aufzwang, der Berns Erwartungen entsprach. Der erste Kappeler Landfriede war Manuels Werk. Die innern Orte wurden nicht genötigt, wie dies Zürich verlangt hatte, in ihren Gebieten die freie Predigt des Evangeliums zu dulden. Der Entscheid über den Glauben war Sache jedes Ortes. In den gemeinen Vogteien freilich sollte die evangelische Predigt erlaubt und der Entscheid den Gemeinden überlassen werden. Manuel duldet nicht, dass die innern Orte gemäss dem Ansinnen der Zürcher gezwungen würden, von der französischen Allianz zurückzutreten und auf Miet und Gaben zu verzichten. Dabei wusste er genau, dass der Rat in Bern Zwingli hierin recht gab und dass die Landsgemeinden in der Innerschweiz die Forderung dem Frieden zuliebe wahrscheinlich angenommen hätten. Er wollte aber das Soldbündnis retten. Er setzte hier seinen persönlichen Standpunkt durch. Er vertuschte in seinen Berichten an den Rat seine Eigenmächtigkeit, um sich die nötige Ellenbogenfreiheit zu wahren. Die Katholiken mussten aber auf ihr Bündnis mit Habsburg verzichten. Als sie Miene machten, sich dieser Forderung widersetzen zu wollen, donnerte Manuel los und drohte, er werde mit seinen 6000 Mann ihr Gebiet überziehen und alles kurz und klein schlagen, wenn sie den Pfauenbund nicht augenblicklich herausgäben. Das wirkte. Das

Pergament wurde ausgeliefert, vor aller Augen zerschnitten und die Schnitzel ins Feuer geworfen³⁷.

Es waren nicht alle strittigen Punkte im Feld bereinigt worden. Über die Bestrafung Murners, der Berns Ehre schwer gekränkt hatte, und die Höhe der von Unterwalden zu entrichtenden Kriegsentschädigung sollte nach Abzug der Truppen an der Tagsatzung entschieden werden. Dies hatte Manuel im Feld vorgeschlagen und durchgesetzt, um das Abkommen rasch unter Dach zu bringen und den Abzug der Heere zu ermöglichen. Nun zeigte er sich in den Verhandlungen unnachgiebig. Man sollte ihm nicht vorwerfen können, er habe die Trümpfe zu früh aus der Hand gegeben, er hätte die Forderungen noch im Feld durchsetzen sollen. Murner entzog sich durch Flucht der Strafe. Die Luzerner liessen ihn entkommen. Gross war Manuels Empörung, als er dies vernahm, und es fielen harte Worte im Sitzungssaal. Als die Unterwaldner sich Berns Forderungen widersetzen, gab Manuel nicht nach. Bern und Zürich erliessen das Aufgebot. Darauf lenkten die Gegner ein. Manuel scheint die Massnahmen – wenn auch ohne Begeisterung – gebilligt zu haben³⁸.

Der Kaiser schloss im August 1529 Frieden mit Franz I. Als die Türken im Oktober die Belagerung von Wien aufhoben und abzogen, hatte Karl V. erstmals seit 1521 wieder die Hände frei. Er konnte sich der konfessionellen Frage zuwenden. Das Gerücht ging um, er werde zuerst mit den reformierten Orten abrechnen. Er zog aber zunächst nach Italien, um sich vom Papst krönen zu lassen und seine Macht über Mittelitalien zu konsolidieren. Als er im Frühjahr nach Wien zurückkehrte, war er mächtiger und gefährlicher denn je. Die evangelischen Orte besprachen an einer Sonderkonferenz Massnahmen, mit denen man der ungeheuren Bedrohung begegnen konnte. Die Zürcher schlugen vor, man sollte militärisch rüsten, mit den Grenznachbarn Defensivbündnisse eingehen und den katholischen Orten gegenüber besonders hart und wachsam sein. Manuel aber mahnte die Verbündeten, alles zu unterlassen, was den Kaiser provozieren konnte, und sich den innern Orten gegenüber versöhnlich zu zeigen. Man sollte die alten Bünde neu beschwören. Nur die Eintracht unter den Orten konnte in seinen Augen die Eidgenossenschaft vor dem sichern Untergang retten. Diese Mahnworte bilden Manuels Schwanengesang, sein politisches Vermächtnis an die Nachwelt.

Einige Wochen nach der Konferenz starb er erst 45jährig in der Blüte seines Lebens³⁹.

Nach Manuels Tod trat in Berns Politik eine verhängnisvolle Wendung ein. Der Rat gab den Zürchern in der Ostschweiz grünes Licht und wandte seine Aufmerksamkeit ganz dem Westen zu. Damit betrat man die schiefe Bahn, welche zur Katastrophe von Kappel führte⁴⁰.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AHVB	[Abhandlungen, später] Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern. Bern: 1848 ff.
BAECHTOLD	BAECHTOLD, JAKOB: Niklaus Manuel. Frauenfeld: Huber, 1878. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. 2.)
BEERLI	BEERLI, CONRAD-ANDRÉ: Le peintre poète Nicolas Manuel et l'évolution sociale de son temps. Avec planches. [Thèse sc. écon. et soc. Genève 1953.] Genève: Droz, 1953. (Travaux d'Humanisme et Renaissance. 4.)
RM	Ratsmanual
StAB	Staatsarchiv des Kantons Bern.
TARDENT	TARDENT, JEAN-PAUL: Niklaus Manuel als Staatsmann. Diss. phil.-hist. Bern 1968. Bern: Stämpfli, 1967. (AHVB 51, 1967.) [Auch ersch. als Sonderabdruck.] ¹

ANMERKUNGEN

¹ Der vorliegende Vortrag beruht auf meiner 1967 im AHVB 51, unter dem Titel «Niklaus Manuel als Staatsmann» erschienenen Dissertation (TARDENT). Die dort angegebenen Belege werden hier nicht wieder aufgeführt. Es wird einfach auf die einschlägigen Kapitel der Dissertation verwiesen. Nur was die Forschung seit 1967 ans Licht gebracht hat, soll durch einen besonderen Hinweis auf Quellen oder neuerischene Publikationen belegt werden. Zum 1. und 2. Abschnitt vgl. TARDENT, 7 ff. und 64.

² Zu Manuels Söldnerbild, zum Feldzug von 1516 und zur Motivation vgl. TARDENT, 70 ff. und 69.

³ TARDENT, 66 und 68. Vgl. auch S. 412 dieses Aufsatzes.

⁴ TARDENT, 64, 66 und 68 f.

⁵ TARDENT, 69 f.

⁶ Zu diesem Abschnitt über Manuels Verhältnis zur überlieferten Gesellschaftsstruktur vgl. TARDENT, 64-68.

⁷ Zu Kapitel II vgl. TARDENT, 74 ff. und 81 ff.

⁸ Vgl. dazu das Referat von P. ZINSLI in diesem Band.

⁹ Vgl. «Vom Papst und seiner Priesterschaft» V. 1651, in BAECHTOLD, 92.

¹⁰ Zu Manuels Auffassung von der kirchl. Umwälzung vgl. TARDENT, 81 ff.

¹¹ TARDENT, 81 ff.

¹² Was Manuels Staatsauffassung betrifft vgl. TARDENT, 87 ff.

¹³ Diese Behauptung lässt sich so nicht aufrecht erhalten. Sie stützt sich auf eine Analyse der eingegangenen Antworten auf die Ämterbefragungen. Dort fällt nämlich auf, dass der Begriff nur in Ausnahmefällen verwendet wird und zwar vor allem in Antworten von Ämtern, wo ein neugläubiger Vogt waltet. Im Plenum wurde darauf hingewiesen, dass der Begriff «Untertan», angewandt auf den Staatsbürger – das Kirchgemeindeglied war schon immer als Untertan des Kilchherrn bezeichnet worden –, in vorreformatorischer Zeit schon recht häufig verwendet worden sei. Herr Prof. Hans A. Michel hat seither eine recht grosse Zahl von Belegen beigebracht.

¹⁴ Die Einteilung von Manuels Amtstätigkeit in drei Phasen und deren Charakterisierung ist die Frucht neuerer Forschung. Das vorliegende Kapitel ist eine vorläufige Skizze, die in gedrängter Form zusammenfasst, was ein mehrjähriges Quellenstudium in Bezug auf das für Manuel Typische in seiner Verwaltungstätigkeit zutage gefördert hat. Vieles konnte in der knappen Zeit nicht belegt und erläutert werden. Das führte zu kritischen Einwänden im Plenum. Es war mir nicht möglich, auf alle einzugehen, da die Diskussion dadurch ungebührlich verlängert worden wäre. Das Versäumte soll hier bei einzelnen kritischen Punkten nachgeholt werden. Demnächst wird im Verlag Wyss Erben, Bern, ein Werk über Manuels Amtstätigkeit in Erlach erscheinen. Darin werde ich sein Pflichtenheft, seine Verwaltungstätigkeit und vor allem seine Initiativen in eine umfassende Darstellung der ökonomischen, sozialen, rechtlichen und administrativen Strukturen einbetten.

¹⁵ Die diesbezüglichen Anweisungen des Rates sind im RM verzeichnet. StAB/RM 199, 40 und 72; 200, 47 und 54; 201, 1, 49, 70, 88 und 154; 202, 20, 46, 53, 160 und 180b; 203, 28 und 102; 204, 43, 46, 53, 90, 114, 124, 143, 166, 186, 201 und 204; 205, 76 und 246; 206, 10 und 190; 207, 31 und 124; 208, 12, 69, 76, 93, 97, 108, 122, 133 und 147; 209, 7, 54, 69, 140, 168, 190 und 253; 210, 10, 198 und 257; 212, 76, 94, 100 und 207; 213, 16, 105 und 212; 214, 25 und 61; 215, 234; 217, 7. Sie gehen in den allermeisten Fällen – daran kann kein Zweifel bestehen – auf Anträge Manuels zurück. Es fällt auf, dass sie in der Zahl der ihn betreffenden Aufträge den Löwenanteil ausmachen. Er hat wirklich im sozialen Bereich am meisten Initiative entwickelt. Eine genaue Statistik aller zur gleichen Zeit an alle Amtleute ergangenen Befehle wird noch meine Vermutung bestätigen müssen, dass dies nicht allgemein der Fall ist. Der im Plenum geäusserte Hinweis auf die schon vor der Reformation geübte Fürsorgepraxis ist zutreffend. Die Reformation hat wohl eher nur eine Erweiterung einer von der Obrigkeit schon seit langer Zeit wahrgenommenen Verantwortung gebracht. Manuel hat übrigens die Forderung nie programmatisch formuliert.

¹⁶ Brief Manuels vom 4. Februar 1525 in R. WUSTMANN, Briefe Niklaus Manuels, Zeitschrift für Kulturgeschichte IV, Weimar 1905, 148.

¹⁷ Vgl. TARDENT, 91.

¹⁸ Diese Verleihungen hat Manuel eigenhändig ins Urbar von 1519 eingetragen. Sie sind abgedruckt bei BEERLI, 333 ff. Bei Beerli nicht wiedergegeben sind die zwei auf S. 20 und 21 des Urbars eingetragenen Verleihungen. Vgl. StAB/Urbar Erlach 3. Im Plenum ist darauf hingewiesen worden, dass nicht erst Manuel mit solchen Verlei-

hungen begonnen habe, sondern dass diese Kolonisation ein altes Mittel der Grundherren darstellt. Das stimmt natürlich. Schon seine Vorgänger haben solche vorgenommen. Man kann auf Grund der Erlacher Urbare eine Geschichte der Übergriffe auf ungerodete Gebiete rekonstruieren. Dabei fällt auf, dass zur Zeit Manuels diese Landnahme besonders grosse Fortschritte machte. Manuel hat also dieses Instrument der Sozialpolitik besonders häufig eingesetzt. Seine Verleihungen konzentrieren sich übrigens auf die Jahre 1525 und 1526. Sie hätten eigentlich im zweiten Abschnitt erwähnt werden sollen. Der Übersichtlichkeit und Klarheit halber habe ich aber seine Fürsorgetätigkeit, die er bis 1528 in unvermindertem Masse fortgesetzt hat, im ersten Abschnitt charakterisiert.

¹⁹ Vgl. TARDENT, 92 ff.

²⁰ TARDENT, 98 f.

²¹ TARDENT, 104 ff. Im Plenum ist darauf hingewiesen worden, dass die Hoheitsrechte über den See zur Landvogtei Nidau gehört haben und dass es infolgedessen gar nicht Manuels Aufgabe gewesen sei, sie zu wahren. Es könne sich also nicht um eine Amtspflichtverletzung handeln. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass Manuel dies gar nicht wusste und es als seine selbstverständliche Pflicht betrachtete einzugreifen. Damit war subjektiv der Gewissenskonflikt gegeben. Übrigens war es wirklich Manuels Sache, im oberen Teil des Sees zum Rechten zu sehen – Landvogteigrenzen hin oder her. Man musste rasch handeln.

²² TARDENT, 99 f.

²³ Diesen persönlichen und religiösen Aspekt der Krise von 1525 habe ich zur Zeit der Abfassung meiner Dissertation nicht so klar erfasst. Er wird hier erstmals herausgearbeitet und zur Diskussion gestellt.

²⁴ Dazu und zum Folgenden TARDENT, 100 ff. und 110 ff.

²⁵ TARDENT, 109 ff.

²⁶ Dazu und zum Folgenden TARDENT, 102 ff.

²⁷ Im Plenum ist eingewendet worden, es habe damals in den Ämtern noch gar keine eigenen Landschreiber gegeben. In Erlach stand zur Zeit Manuels der Stadtschreiber dem Landvogt zur Verfügung und wurde teilweise von ihm besoldet. Er war Stadt- und Landschreiber in einer Person. Vgl. Urbar Erlach 3, 123. Gewählt wurde er vom Rat des Städtchens und dem Landvogt. Vgl. StAB, RM 215, 219. Es ist auch gesagt worden, die Erneuerung des Urbars stelle keinen Einzelfall dar. Man habe die Urbaren periodisch erneuert und sei dabei immer auf diese Weise vorgegangen. Es ist aber gar nicht behauptet worden, Manuel sei der erste, der eine Erneuerung eines Urbars ins Auge gefasst hat und die Art und Weise dieser Erneuerung sei für ihn bezeichnend. In unserem Zusammenhang entscheidend ist die Tatsache, dass die Erneuerung des Erlacher Urbars in dieser Zeit vereinzelt dasteht und die Anregung dazu mit grösster Wahrscheinlichkeit von Manuel ausgegangen ist. Vgl. TARDENT, 103.

²⁸ TARDENT, 11 ff. und 318 ff.

³⁵ TARDENT, 229 ff.

²⁹ TARDENT, 16 ff., 119 ff. und 167.

³⁶ TARDENT, 240 ff.

³⁰ TARDENT, 22 ff. und 129 ff.

³⁷ TARDENT, 259 ff.

³¹ TARDENT, 303 ff.

³⁸ TARDENT, 284 ff.

³² TARDENT, 174 ff.

³⁹ TARDENT, 294 ff.

³³ TARDENT, 181 f., 182 ff. und 200 ff.

⁴⁰ TARDENT, 329 ff.

³⁴ TARDENT, 211 ff.